





**Maria Messina**

# **DAS HAUS IN DER GASSE**

*Roman*

**Aus dem Italienischen**

**von Ute Lipka**

**und durchgesehen**

**von Christiane Pöhlmann**

**Friedenauer Presse**



# I

---

**N**ICOLINA saß auf dem Balkon und nähte. Rasch tat sie die letzten Stiche im schwindenden Licht der Abenddämmerung. Der Blick vom hohen Balkon war eingeengt, wie erdrückt zwischen dem zu dieser Stunde tief und düster wie ein leerer Brunnen wirkenden Gässchen und der weiten Fläche rötlicher und bemooster Dächer, auf denen ein niedriger, farbloser Himmel lastete. Nicolina nähte eilig, ohne aufzublicken. Sie spürte die Eintönigkeit der begrenzten Umgebung, als atme sie diese mit der Luft ein. Unwillkürlich musste sie an das Haus von Sant'Agata denken. Sie sah den kleinen Balkon mit dem verrosteten Eisengitter vor sich, davor die Weite der Felder und den freien Himmel, an dem die Wolken sich mit dem fernen, fernen Meer zu vermischen schienen.

Dies war für Nicolina der ruhigste, aber auch der melancholischste Augenblick des Tages. Alles war getan. Im Haus, in der Luft und im Gemüt entstand eine Ruhepause, eine betrübte Stille. Dann schien es so, als wären die Gedanken, die schmerzlichen Erinnerungen, die Hoffnungen, die einem in den Sinn kamen, in dasselbe ungewisse Licht getaucht, von dem auch der Himmel erhellt war. Und niemand unterbrach die vagen, im Leeren versickernden Selbstgespräche.

Antonietta saß im Zimmer an Alessios Bettchen. Er hatte seit sechs Tagen Fieber. Der Schwager blieb gewöhnlich am Tisch sitzen, wenn Nicolina abgedeckt hatte. Im Halbdunkel des Zimmers war die Glut der Pfeife zu sehen, ein kleiner roter Punkt. Nach dem Abendessen – sie aßen noch bei Tageslicht, um nicht mit vollem Magen ins Bett zu gehen – rauchte er ruhig und mit halb geschlossenen Augen eine Stunde lang, während das Uhrpendel an der Wand hin und her schwang.

Es wurde Nacht. Das letzte Licht schwand. Nicolina legte die Näharbeit wieder in den Korb und erhob sich ein wenig widerwillig. Sie musste das Glas Wasser vorbereiten, das der Schwager zwei Stunden nach dem Abendessen in kleinen Zügen zu trinken pflegte. Antonietta, die nur das kranke Kind im Sinn hatte, würde sich nicht darum kümmern.

Nicolina presste fast eine halbe Zitrone in das Wasser, achtete darauf, dass mit dem Saft kein Kern hineinfiel, goss nur so viel Wein hinzu, dass das Wasser sich leicht färbte, löste einen halben Teelöffel Zucker darin auf, schüttelte, rührte um und wartete, dass es sich setzte. Dann hielt sie das Glas gegen das Licht der Lampe, um sich zu vergewissern, dass das Getränk vollkommen klar war, genauso, wie es Antonietta immer zubereitete. Und schließlich trug sie das Glas behutsam auf einem Teller hinein.

Sie ging wieder auf den Balkon, aber der Schwager rief sogleich:

»Willst du auch noch krank werden? Es ist feucht draußen.«

Nicolina hätte gern erklärt, dass ihr die Luft ungewöhnlich milde vorkomme. Aber sie trat wieder ins Zimmer, ohne etwas zu erwidern.

»Mach die Tür zu.«

Seufzend schloss sie die Balkontür bis auf einen Spalt.

»Mach sie fest zu.«

Sie schloss auch die Fensterläden, geräuschlos.

Sie dachte an ihren Vater, der nie wollte, dass die Fenster fest geschlossen würden und der zu sagen pflegte: »Der müde Wanderer, der nachts ins Dorf kommt, fasst Zuversicht, wenn er ein wenig Licht in den Häusern sieht ...«

Sie setzte sich an den Tisch und nahm ihre Arbeit wieder auf, wobei sie sich bemühte, den Schwager mit ihren Handbewegungen beim Fädenziehen nicht zu stören. Carmelina, die ihre Spielsachen zur Tante hingeschleppt hatte, begann, eine Puppe aus zwei Stofflappen und einem Stück Bindfaden hin und her zu wiegen und dabei zu singen: »Schlaf ... Schlaf ...« Aber sie brach sogleich ab, blickte den Vater ein wenig ängstlich an und verstummte.

Da kam Antonietta, bleich und besorgt, und setzte sich zu ihnen.

»Gut, dass du an das Zitronenwasser gedacht hast«, flüsterte sie der Schwester ins Ohr.

»Du kamst ja nicht ...«

»Weil du ja da warst. Da habe ich mir keine Sorgen gemacht.«

Und sie fügte halblaut hinzu, wobei sie die Kleine streichelte:

»Es ist Zeit, dass sie ins Bett kommt, oder was meinst du? Ich muss wieder zum Jungen.«

»Ich nähe das nur noch fertig. Dann kümmere ich mich um sie.«

Sie schwiegen. Meistens waren sie still, wenn sie arbeiteten und Don Lucio im Hause war, um ihn nicht zu verstimmen.

Antonietta, die eine quälende Unruhe verriet, unterbrach das lastende Schweigen zweimal

durch tiefe Seufzer. Jedes Mal schaute Nicolina von der Arbeit auf und sah sie bekümmert an.

Don Lucio genoss das Rauchen mit beinahe wollüstiger Genugtuung. Mit halb geschlossenen Augen verfolgte er jede kleine Bewegung der Schwestern. Beide zeigten dieselbe Befangenheit in ihrer Art, sich auszudrücken, in ihren Bewegungen und Blicken, und dieselbe Unbeholfenheit, die von der ständigen unerklärlichen Furcht herrührten, ihn zu stören. Er empfand jedes Mal wieder eine tiefe Befriedigung, wenn er merkte, wie sehr er die beiden Frauen einschüchterte, vor allem Nicolina, die zu Anfang ungestüm und unangenehm lebhaft gewesen war.

Nicolina stand auf, und Carmelina folgte ihr, nachdem sie eilig die kalte harte Hand geküsst hatte, die der Vater ihr jeden Abend hinstreckte, ohne das Rauchen zu unterbrechen.

»Hol mir meine Papiere und die Brille.«

Antonietta brachte die mit Papieren vollgestopfte Aktentasche zum Tisch sowie das Kästchen mit den Federhaltern und das Tintenfass, die auf einem kleinen Regal am Balkon ihren Platz hatten. Selbstgefällig betrachtete Don Lucio seine Frau, während sie zweimal hin- und herlief. Er genoss die weichen Bewegungen ihrer breiten und vollen Hüften und war mit sich zufrieden, so wie jedes Mal, wenn er sich die Zeit gönnte und die

teuren Möbel betrachtete, mit denen er das Haus ausgestattet hatte.

Nicolina kam herein und sagte:

»Ich bin bei Alessio gewesen. Er wimmert im Schlaf.«

Antonietta sah ihren Mann flehend an. Sie ging und kehrte sofort auf Zehenspitzen zurück.

»Lucio!«, rief sie schüchtern von der Tür her mit weinerlicher Stimme. »Ich glaube, es geht ihm schlechter!«

Er tat, als werde er wütend:

»Wollt ihr mich wieder ärgern?«, rief er. »Mir die wenigen Minuten vergällen, in denen ich mich ausruhen kann, nach einem anstrengenden Tag?«

Antonietta kehrte zerknirscht und betrübt ins Schlafzimmer zurück. Er glaubte ihr nie, wenn sie ihm ihre Ängste mitteilen wollte.

»Das ist meine Schuld«, gestand sie der Schwester, »ich habe nicht die richtige Art, die Dinge zu sagen ...«

»Soll ich mit ihm reden?«

»Nein, das nützt nichts. Heute Abend ist er schlecht gelaunt. Geh nur, Nicolina. Sonst sieht es so aus, als hätten wir hier Heimlichkeiten. Das darf nicht sein.«

Aber an diesem Abend war Don Lucio friedlich gestimmt. Er hatte mit gutem Appetit gegessen, verdaute mühelos und war zufrieden. Was ihn als

Einziges ein wenig störte, war, dass er seine Frau nebenan weinen hörte ...

Schließlich erhob er sich und ging ins Schlafzimmer. Nicolina, die sich wieder an ihre Arbeit gesetzt hatte, wurde vor Angst blass.

Seine Frau saß, ganz dem Schmerz hingegeben, im Halbdunkel am Bettchen und sah beinahe schön aus. Don Lucio wollte sie umarmen, und schon meinte er, ihren warmen, weichen Körper in seinen mageren Armen zu halten und zu spüren, wie er sich gefügig seiner Umarmung hingab.

Antonietta jedoch war in diesem Augenblick weit davon entfernt, an Hingabe zu denken. Ihre ganze Seele war von dem kranken Sohn in Anspruch genommen.

Don Lucio betrachtete das Bettchen mit einer Art Widerwillen. Seit dieser Junge auf der Welt war, hatte er ihm nur Ärger und den Frauen nur Sorgen bereitet.

»Du Dummchen!«, rief er mit ungewöhnlich milder Stimme aus. »Glaubst du wirklich, dein Sohn liegt im Sterben?«

Antonietta zuckte zusammen, als sie die Stimme ihres Mannes hörte. Aber dann, als sie ihn lächeln sah, wagte sie zu erklären:

»Auch das Wasser spuckt er wieder aus. Und dann ... fühl mal, wie heiß er ist ...«

»Da sieht man, dass du keine Erfahrung hast!«, erwiderte Don Lucio, ohne den kleinen Kranken anzusehen. »Wenn deine Mutter jetzt hier wäre, würde sie dir sagen, du bist ein Dummchen. Kinder sind doch wie Aprilwetter ...«

Antonietta fasste wieder etwas Mut. Die Gegenwart ihres Mannes schüchterte sie zwar ein, bewirkte aber auch, dass ihr all ihre Ängste klein und unbegründet erschienen.

Dieser Trost aber dauerte nur so lange, wie sich Don Lucio in der Nähe aufhielt. Als sie in dem halbdunklen Zimmer wieder allein war, wurde sie aufs Neue von der Angst überwältigt. Das Kind schien zu schlafen. Sein feines Gesichtchen war wachsbleich und erschreckte sie. Voller Schmerz blickte sie ihn an, als hoffe sie, ihm so Lebenskraft einhauchen zu können.

»Alessio, mein Liebling ... Alessiuccio ...«, rief sie leise, um zu sehen, ob seine Augen sich öffneten. Aber dann dachte sie, dass die Ruhe ihm guttun würde, und betrachtete ihn schweigend. Ihre ganze Seele lag in dem starren, erschrockenen Blick, und sie vergaß ihren Mann, ihre Tochter, die vorgerückte Stunde. Und selbst wenn das Haus um sie herum einstürzte, sie würde ihren kleinen kranken Sohn weiter angeschauen, ohne sich zu rühren. Niemand kümmerte sich um den Kleinen, der scheinbar eingeschlafen war, aber keine Ruhe

fand und sich quälte. Ja, wahrhaftig, er hätte sterben können in der Stille ringsum, und ihr Mann hätte weiter Zahlen eingetragen in die Blätter mit den schönen roten und blauen Linien. Was aber würde er tun, was würde er sagen, wenn sie schreien und nach ihm rufen würde: Lucio! Alessio ist tot ...?

Hatte er Alessio eigentlich gern? Natürlich, er musste ihn gernhaben, denn er war der erstgeborene Sohn, der Stammhalter ... Natürlich ... Dennoch genügte dieser leichte Zweifel, der durch ihre Gedanken strich wie eine Fledermaus im nächtlichen Flug, um ihre Mutterliebe doppelt so stark werden zu lassen.

Seit seiner Geburt hatte Alessio immer Anlass zu Sorge und Angst gegeben ... So zart, so durchscheinend und still, wie er war, schien ihn auf Erden der Schatten des Todes zu begleiten ... Wer hatte nur diese düsteren Worte gesagt, die ihr gerade jetzt, wo er so krank war, wieder in den Ohren klangen? Sicherlich hatten sie ihrem Alessuccio gegolten ... Sie hatte ihm mehr als einmal das Leben gegeben, und immer unter den gleichen Schmerzen. »Mein Gott! Mein Gott!«, stöhnte sie, »wird es mir gelingen, dass er bald so kräftig, so fröhlich und lebhaft ist wie andere Kinder?«

Ihr Mann kam mit einer Kerze in der Hand zurück.

»Hast du dich noch nicht hingelegt?«, stieß er hervor. »Ich bin soweit«, antwortete Antonietta, und sogleich bat sie: »Gib acht, dass ihm nicht das ganze Licht in die Augen kommt ...«

Gehorsam kleidete sie sich aus und legte sich ins Bett. Aber sie versuchte, wach zu bleiben. Um Mitternacht stand sie auf, um Alessio etwas zu trinken zu bringen, danach noch zweimal, um Fieber zu messen.

»Mama!«, klagte der kranke Junge, als er sie sah. »Ist es noch nicht hell?«

Sie stand vorsichtig auf, ging barfuß, um ihren Mann nicht zu wecken. Don Lucio wachte trotzdem auf, und am Morgen sagte er:

»Solange es ihm nicht besser geht«, und er deutete auf das Bettchen, »schlafe ich nebenan. Ich kann die Nächte nicht so vergeuden.«

Antonietta senkte beschämt die Augen. Er hatte ja recht. Ein Mann, der mit dem Kopf arbeitet, braucht Rücksicht und kann nicht ohne Schlaf auskommen wie eine Frau.

Trotzdem konnte sie ihre Tränen nicht zurückhalten, als Don Lucio das Zimmer verließ, um Kaffee zu trinken. Sie spürte eine große Kälte, als bliebe sie für immer allein und verlassen in diesem Zimmer zurück, in diesem Halbdunkel und der von säuerlichem Fiebergeruch schweren Luft.

Nicolina rief nach ihr. Sie löste sich von dem Bettchen des kranken Kindes, um ihren Mann nicht noch mehr zu verärgern, indem sie ihn warten ließ.

Nicolina war sehr früh aufgestanden, hatte Kaffee gekocht und das große Zimmer ausgefegt und aufgeräumt, das vielleicht wegen der dunklen Tapete oder weil es zur Gasse hin lag, bis zum späten Morgen kein Licht bekam. Die Amtskleidung ihres Schwagers lag schon gebürstet und gefaltet auf dem Sofa bereit, und die blankgeputzten Schuhe standen auf dem Schemel, damit er sich nicht bücken musste, wenn er sie anzog. Aus der Küche drang ein starker und angenehmer Duft von frischem Kaffee.

Antonietta trank hastig ihren Kaffee und sagte zu ihrer Schwester, die mit einem schneeweißen Handtuch über dem Arm vorbeieilte:

»Ich gehe wieder zu Alessio, Nicoli' ... kümmerst du dich um das Frühstück?«

Nicolina antwortete nicht. Da sie wusste, dass ihre Schwester nicht in der Lage war, sich um den Haushalt zu kümmern, hatte sie schon am Abend zuvor an alles gedacht. Don Lucio wusch sich in der Küche. Er rieb sich die mageren, behaarten Arme und die rasierten Wangen mit parfümierter Seife ein und spülte sich dann ausgiebig ab. Nicolina wartete ergeben, bis er fertig war, und reichte ihm dann das Handtuch, wobei sie den unange-

nehmen Eindruck, den die nackten Männerarme in ihr hervorriefen, tapfer überwand. Danach brachte sie ihm die Zahnbürste. Schließlich erinnerte sie sich, dass er von Antonietta immer noch gekämmt wurde.

Don Lucio setzte sich vor den geschlossenen Balkon mit einem trockenen Handtuch um den Hals.

»Mal sehen, ob du es kannst.«

Nicolina spritzte Migone-Wasser auf die spärlichen Haarbüschel und massierte mit einem Schwämmchen leicht die Kopfhaut, bis sie rosig wurde. Dann nahm sie den Kamm.

»Geht es so?«

»Ja, ja.«

»Tue ich Ihnen weh?«

»Nein, mach weiter.«

Nicolina war geschickt. Sie hatte ihrer Schwester immer zugesehen, wenn diese zweimal am Tag ihren Mann kämmt, und dabei auch den kleinsten Handgriff erlernt. Sie bemühte sich, ebenso behutsam und in Ruhe zu kämmen, voller Furcht, der Schwager, der seinen kahlen rosigen Schädel ihren unerfahrenen Händen anvertraute, könne unzufrieden mit ihr sein.

»Ist es gut so?«

»Ja, ja.«

»Tue ich Ihnen weh?«

Don Lucio genoss dieses erste Vergnügen des Tages. Das langsame und gleichmäßige Massieren tat ihm wohl. Die Schultern bequem an den niedrigen Stuhlrücken gelehnt, die Augen halb geschlossenen, überließ er sich ganz diesem kleinen wollüstigen Gefühl.

»Das reicht«, ordnete er nach einer Weile an.

Nicolina legte die Kämmen und die kleine Wasserflasche beiseite und ging, um sich zu waschen. Dann eilte sie wie im Fluge in die oberen Zimmer: Carmelina war aufgewacht. Sie kleidete sie an und frisierete ihr die Haare. Danach räumte sie die beiden Zimmer auf, mit den ihr eigenen lebhaften Bewegungen, die Don Lucio so unangenehm fand. Sie ging wieder nach unten, und während sie das Frühstück zubereitete, gewann sie die notwendige Gesetztheit zurück, die sie zeigte, wenn sie ihren Schwager bediente.

Sie legte die Tischdecke auf, bestrich das Weißbrot, das extra für ihn aus Maiorca-Mehl gebacken wurde, mit Butter und goss die Milch ein, die nicht zu warm und nicht zu kalt sein durfte. Während er aß – ein Arzt hatte ihm empfohlen, jeden Bissen dreißigmal langsam zu kauen –, bediente ihn Nicolina ununterbrochen. Sie lief zwischen Küche und Zimmer hin und her, röstete auf dem Herd weitere Brotscheiben und hielt sich bereit, Butter aufzustreichen, Milch und Zucker zu reichen –

immer in der bohrenden Angst, der Schwager könne unzufrieden mit ihr sein. Ganz damit beschäftigt, ihn zu bedienen, dachte sie nicht an all das, was sie noch zu erledigen hatte, oder daran, das Frühstück für sich und Antonietta zuzubereiten. Aber sie als Frauen begnügten sich ja auch mit einem Stück Brot und etwas Ricotta, das sie im Stehen aßen. Verstohlen beobachtete sie ihren Schwager, in dem brennenden Wunsch, ein anerkennendes Wort zu hören. Aber Don Lucio blickte finster drein. Er schlurfte in seinen Pantoffeln mit langsamen Schritten ins Schlafzimmer.

Antonietta schaute unter Tränen zu ihm auf.

»Lucio!«, rief sie sanft. »Was hältst du davon?«

Don Lucio sah von der Seite nach dem kranken Kind, das ihn mit entzündeten und schreckgeweiteten Augen anstarrte.

»Er ist erkältet«, sagte er verärgert. »Siehst du nicht, dass ihm die Augen tränen? Sorg dafür, dass er ordentlich schwitzt.«

Und er entfernte sich, um sich anzukleiden. Er konnte den Anblick wimmernder Kranker und weinender Frauen nicht ertragen ... Was erwarteten sie denn von ihm? Warum belästigten und verfolgten sie ihn mit diesen bekümmerten, fast vorwurfsvollen Blicken? Er hatte doch die Gesundheit dieses Jungen nicht in der Hand! Er hatte gut gefrühstückt, und sie wollten es ihm verderben. So war das.

Ja, das Leben eines Jungen war doch nicht vergleichbar mit dem eines erwachsenen Mannes, der mitten im Erwerbsleben steht. So wie er, schließlich und endlich. Er hatte ein krankes Herz, starke Gefühle waren ihm verboten worden. Und diese Frauen ließen nicht davon ab, ihm das Leben mit den kleinen Ängsten und dummen Befürchtungen zu verbittern, über die sie sich den Kopf zerbrechen. Dabei: wenn er tot wäre, könnten sie betteln gehen!

Aber diese Gedanken waren ebenso lästig und unangebracht wie der Anblick des kranken Sohnes.

Man sollte nicht »daran« denken. Er betastete seine Beine und Arme und betrachtete sich lange im Spiegel, aus dem sein Bild wie aus grünlichem Wasser emportauchte. Er lebte, atmete, sah. Er holte tief Atem. Im Spiegel entdeckte er zwei neue weiße Haare. Er riss sie aus und warf sie voller Abscheu weg. Er war nicht mehr ganz jung. Vielleicht begann der Zerfall seines Körpers bereits, während ein anderes Wesen, dem er das Leben gegeben hatte, ihn überleben sollte. Jeder Tag, der verging, war ein Schritt, mit dem er sich dem Tod näherte und mit dem der andere auf die Zukunft zuging. Sie strebten zwei entgegengesetzten Zielen zu. So war es. So ist die Natur.

Als er sich zum Aufbruch bereit machte, fiel sein Blick unwillkürlich auf das Bettchen. Sogleich wandte er sich ab.

O ja, jener andere würde sicherlich genesen. Er hatte ein ganzes Leben vor sich, ein frisches, neues Leben ...

Betrübt betrachtete Antonietta ihren Mann. Er schien immer abweisender zu werden.

Er hatte ja recht. Sie vernachlässigte ihn schon seit vielen Tagen, und Nicolina gelang es vielleicht nicht so gut, ihn zufriedenzustellen. Um ihn milder zu stimmen, bürstete sie sorgfältig seine Jacke und begleitete ihn bis zu dem kleinen Salon, wo Nicolina den hellen Staubmantel in die Höhe hielt, während sie auf ihn wartete. Don Lucio zog ihn wortlos an. An der Tür drehte er sich zögernd um und sagte schroff, ohne sich an eine der beiden zu wenden:

»Denk dran, mein Bett im kleinen Salon für mich fertig zu machen.«

Als die beiden Schwestern allein waren, empfanden sie, ohne es sich einzugestehen, eine Art Erleichterung. Es schien, als könnten sie in dem Haus, in dem weiträumigen Haus mit dem wenigen Licht freier atmen. Nicolina fragte:

»Wie geht es ihm?«

»Schlecht, mein Nicolinedda. Ich habe Angst, und am meisten macht mir Angst, dass ich nicht weiß, was er hat.«

Und da Nicolina noch mit den Augen weiterfragte, fügte sie hinzu:

*Das Haus in der Gasse* erscheint als Buch der Friedenauer Presse. Gegründet wurde die Friedenauer Presse 1963 in der Wolff's Bücherei im Berliner Stadtteil Friedenau, dem sie ihren Namen verdankt. Der Verleger Andreas Wolff, Enkel des Petersburger Verlegers M. O. Wolff, veröffentlichte bis 1971 in loser Folge 36 Drucke. Von 1983 bis 2017 wurde der Verlag von Katharina Wagenbach-Wolff geführt, seit 2020 ist die Friedenauer Presse ein Imprint des Verlags Matthes & Seitz Berlin.

FRIEDENAUER PRESSE  
Winterbuch

Erste Auflage Berlin 2024

Copyright der deutschen Ausgabe  
© 2024 MSB Matthes & Seitz Berlin Verlagsgesellschaft mbH,  
Großbeerenstraße 57A, 10965 Berlin

[info@matthes-seitz-berlin.de](mailto:info@matthes-seitz-berlin.de)

Die italienische Ausgabe erschien 1982 unter dem Titel *La casa nel vicolo*

© 1982 Sellerio editore, Palermo

Aus dem Italienischen übersetzt von Ute Lipka  
und durchgesehen von Christiane Pöhlmann

Lektorat von Christian Döring

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere die Nutzung des Werks  
für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG.

Gestaltet und gesetzt von ciconia ciconia, Berlin.  
Die Herstellung besorgte Hermann Zanier, Berlin.  
Gedruckt und gebunden von Pustet, Regensburg.

ISBN 978-3-xxxxxxxxxxxxxxxx

[www.friedenauer-presse.de](http://www.friedenauer-presse.de)